

## Ina Scheffler

### Der Künstler Otto Pankok und ‚Das wilde Heinefeld‘ als Ort städtebaulicher und kultureller Freiheit

Im Heinefeld im Düsseldorfer Norden entstand in den 1920er Jahren eine informelle Siedlung. Aus dieser entwickelte sich schrittweise ein reguläres Wohnviertel, ausgestattet mit Infrastruktur und eingebunden in die Stadtlandschaft. Heute sind die dramatischen Entwicklungen, welche die Struktur des Stadtteils Unterrath grundlegend veränderten, im Stadtbild nicht mehr nachzuvollziehen. An diesem besonderen Ort jedoch entstand nicht nur Wohnraum für viele Menschen, er wurde auch zu einem Platz für besondere kulturelle Entwicklungen. Die Gegebenheiten vor Ort wurden Anlass für Begegnungen, gegenseitiges Kennenlernen und für die Schaffung neuer Räume. Im Kontext der Siedlung entstanden kulturelle Leistungen, in einer Situation bitterster Armut schufen die Menschen Situationen, die als schöpferisch und konstruktiv beschrieben werden können.

Besonders in wirtschaftlich schwierigen Zeiten war und ist es für die Kommunen in Deutschland schwer, bezahlbaren Wohnraum zu schaffen und Bürgern,

die ihre Wohnung verloren hatten, ein Obdach zu bieten. Besonders trifft dies zu, wenn allgemeine Wohnungsnot, eine hohe Arbeitslosigkeit, knappe Haushaltskassen der Städte und eine Überfüllung der vorhandenen ‚Obdachlosenstätten‘ aufeinandertreffen. Historisch waren die Wohnungslosen meist gleichzeitig ohne Arbeit, ohne Perspektive und ohne ein Dach über dem Kopf; so siedelten sie in ihrer Not wild (vgl. Harlander et. al.: Siedeln in der Not, S. 200 f.).

Dieses ‚Wilde Siedeln‘ umschreibt das Bebauen eines fremden Grundstücks ohne das Einverständnis des Eigentümers und ohne Bebauungsplan. Dieser müsste von der Stadtverwaltung genehmigt werden. Die Art und Weise des wilden Siedelns ist nicht einheitlich und umfasst viele Arten des Wohnens. Varianten sind beispielsweise das Wohnen in Gartenlauben - unzulässig aber häufig toleriert - oder aber das Erstellen einer Erdhöhle, die ausgebaut wurde. Oftmals wurden mehrzimmrige Holz- bzw. Steinhäuser selbst über kürzere oder auch längere Zeiträume erbaut. Die Armut der

Bauenden zeigte sich in der Struktur, der Größe und der Qualität der Materialien. Das geflügelte Wort ‚Wer baut, klaut!‘ war omnipräsent (vgl. ebd.).

Diese informellen Siedlungen finden sich in den Entwicklungs- und Schwellenländern, aber auch in den Industrieländern. Schätzungen zufolge lebten im Jahr 2006 ca. 5.000 Personen, also etwa 0,1% der Bevölkerung Madrids, in dieser Art Wohnviertel. Diese Marginalsiedlungen, oder ungenauer Elendsviertel, sind oft nah an Städten angesiedelt. Sie sind neu, ungeplant und provisorisch und nicht in die vorhandene Infrastruktur eingebunden. Demnach unterscheiden sie sich in ihrer Charakteristik von ‚Slums‘, welche heruntergekommene Stadtviertel in der Kernstadt bezeichnen. In den informellen Siedlungen besteht kein legaler Grundbesitz, im Gegensatz dazu sind in irregulären Siedlungen die Besitzverhältnisse ungeklärt (vgl. Blum, Neitzke: FavelaMetropolis, 2004, S. 25 ff.).

Besonders die schwierige politische und wirtschaftliche Situation nach den beiden Weltkriegen bedeutete für viele Men-

schen eine Zeit großer Not und Armut. Nach dem Ersten Weltkrieg hatten die Weltwirtschaftskrise, die hohen Reparationszahlungen sowie die extreme Inflation dramatische Folgen. Der Staat reagierte mit restriktiven Einsparungen im Bereich der Sozialausgaben, Kürzungen der Löhne und Gehälter sowie einer Erhöhung von Steuern. 1930 waren etwa 6 Millionen Menschen erwerbslos, Steuereinnahmen blieben aus. Die Kommunen waren von diesen Belastungen unverhältnismäßig stark betroffen. Sie übernahmen nach 26 Wochen die finanzielle Unterstützung der Erwerbslosen (vgl. Weidenhaupt: Düsseldorf, Geschichte von den Ursprüngen bis ins 20. Jahrhundert, Band 3., S. 391).

In Unterrath, einem Stadtteil im Düsseldorfer Norden, lassen sich Auswirkungen dieser wirtschaftlichen Not exemplarisch nachvollziehen. Um die Jahrhundertwende war dieses Gebiet vormalig ländlich geprägt. Es gab zahlreiche größere Höfe mit vielen Landarbeitern (Baumgarten: Schulchroniken berichten aus Unterrath, 29.03.1988, S. 102 f.). Diese Struktur veränderte sich stark durch den Zuzug der Firmen Mannesmann und Rheinmetall. Facharbeiter und Angestellte fanden Arbeit, die Landarbeiter und ihre Erwerbsquellen jedoch wurden schrittweise verdrängt. Die Zahl der Erwerbslosen stieg innerhalb von kurzer Zeit. In dieser sozial angespannten Situation entwickelte sich eine besondere Form des Zusammenlebens.

In diesem Ortsteil befindet sich das ‚Wilde Heinefeld‘, zwischen gewachsenen, legalen Siedlungen und Acker- und Brachflächen gelegen. Der Name dieses Gebietes kann auf einen Bauern namens Heine zurückgeführt werden, der im 19. Jahrhundert auf dem Gebiet der Golzheimer Heide lebte. Während der Zeit der französischen Besatzung, März 1921 bis August 1925, wurden 16 steinerne Baracken errichtet. Diese wurden nach



Abb. 1: Ansicht Heinefeld 1935, Stadtmuseum Düsseldorf, Signatur 0142693 (Album18\_0001)



Abb. 2: Ansicht Heinefeld 1935, Stadtmuseum Düsseldorf, Signatur 0142693 (Album18\_0002)

dem Abzug der französischen und belgischen Soldaten ab 1924 von jungen Wohnungslosen und ihren Familien bewohnt (vgl. Jachmann, Düsseldorf in der Weltwirtschaftskrise, S. 342). Es entwickelte sich die größte ‚Wilde Siedlung‘ Deutschlands, bundesweit auch bekannt als die ‚Bannmeile Düsseldorf‘ (vgl. ebd.). Das Gelände war im Besitz des Militärfürstikus beziehungsweise der Stadt. „Die Bauweise der Baracken, Holz-, Block-, Erdhütten, Schuppen, Verschläge und Wohnwagen, war wirr, planlos und verschachtelt, die Parzellen klein, unregelmäßig und oft ohne dass ein Unterschied zwischen Wegen und Gärten erkennbar war.“ Die Stadt reagiert zunächst nicht: „So setzte man sich über gewisse Bedenken rechtlicher oder auch hygienischer Art hinweg und ließ die Siedler gewähren“ (Weidenhaupt, S. 391 ff.). Allgemein herrschten auf dem Heinefeld mangelhafte hygienische Verhältnisse. Die gesamte Siedlung war nicht an die Kanalisation angeschlossen und die Menschen lebten in teilweise katastrophalen hygienischen Verhältnissen, meist ohne fließend Wasser.

Dies hatte dramatische Folgen und zeigte sich mehrfach, so kam es beispielsweise zu Ausbrüchen gefährlicher Krankheiten, wie etwa einer Typhusepidemie 1932. Dazu kam, dass es keine komplette Versickerung gab. Dadurch bestand eine permanente Infektionsgefahr. Dennoch reagierte die Verwaltung nicht (vgl. Novy: Reformführer NRW, S. 330.). Besonders in der Anfangszeit stieg die Armut stetig, proportional dazu stieg die Anzahl der Bewohner. Da die Siedlung immer größer wurde, wurde seitens der Stadtverwaltung ein Versuch der Legalisierung unternommen. Die Siedler bekamen das Angebot bei einer Selbstbeteiligung von 1000 Reichsmark ihre Parzelle gegen eine ordentliche Siedlerstelle zu tauschen. Wenige ‚Heinefelder‘ besaßen jedoch so viel Geld. Mit Hilfe

der Stadt und dem Reich wurden durch Reichsdarlehen dennoch 336 legale Häuser gebaut und finanziert.

„Obwohl das Reichsprogramm für Vorstädtische Kleinsiedlungen (VKS) eine Sanierung der ‚wild‘ Siedlungen ausdrücklich ausschließt, wächst deren Anzahl stetig. Anfang April 1933 schätzt man die Anzahl der auf dem Heinefeld ‚wild‘ Siedelnden auf 3.000 Personen.“ Es handelte sich um „Familien..., Alleinerziehende mit Kindern, Alleinstehende, Dauerarbeitslose, meist bitter arme, junge Leute, die ihre Mieten nicht mehr bezahlen konnten und die nicht in die Obdachlosenasylo ziehen wollten“ (Weidenhaupt, S. 391).

Auch in anderen Städten Deutschlands entstanden vergleichbare Siedlungen, doch keine war so groß und so berüchtigt wie das ‚Wilde Heinefeld‘. Die Stadt richtete ein Büro des Hochbauamtes in der Siedlung ein, ein Versuch die Bautätigkeit zu steuern und zu kontrollieren. Maßnahmen wie etwa das Verteilen von Strafmandaten unter Androhung des gewaltsamen Abrisses der Häuser blieben ohne Konsequenzen. Genaue Angaben über die Zahl der Menschen, die im Heinefeld lebten, gibt es nicht. Quellen schätzen, dass 1933 zwischen 1000 bis 2000 Personen (vgl. Jachmann, S. 340 f.) in 300 bis 350 Gebäuden lebten, darunter etwa 25 Sinti und Roma Familien (vgl. Weidenhaupt, S. 392).

Ab August 1931 wurde das ‚Heinefeld‘ immer mehr zum Politikum. Zunächst war die Lokalpresse der Siedlung noch positiv eingestellt, innerhalb des folgenden Jahres veränderte sich jedoch der Ton. Diebstähle von Baumaterialien, Infektionswellen und die allgemeine Armut wurden negativ kommentiert. Gleichzeitig entstanden neben dem Heinefeld planmäßig gebaute Siedlungen. Die Machtergreifung der Nationalsozialisten hatte dramatische Folgen für die Bewohner des Heinefeldes. 1935 wurde es

im Vorfeld des Aufbaus der Ausstellung ‚Schaffendes Volk‘ teilweise geräumt. An Bau und Konzeption beteiligt waren unter anderem die Architekten Fritz Becker, Wilhelm Mohr, Leopold Schmalhorst und Walter von Wecus. Nach einer Vorbereitungsphase von eineinhalb Jahren entstand auf dem Gebiet der Golzheimer Heide ein völlig neues Stadtviertel, die ‚Schlageterstadt‘. Diese wurde dem Soldaten Albert Leo Schlageter gewidmet, der von den Nationalsozialisten zu einer Märtyrerfigur stilisiert wurde. Der militante Aktivist war während der Besatzungszeit von einem französischen Militärgericht zu Tode verurteilt worden und wurde am 26. Mai 1923 auf der Golzheimer Heide exekutiert (vgl. Stefan Zwicker: „Nationale Märtyrer“: Albert Leo Schlageter und Julius Fučík. Heldenkult, Propaganda und Erinnerungskultur, S. 309 ff.). Teile der Anlage wie etwa Pavillons, Reiterdenkmäler und Brunnenanlagen können heute im Nordpark vorgefunden werden. Die Ausstellung, die vom 8. Mai bis zum 17. Oktober 1937 im Düsseldorfer Norden stattfand sollte die wirtschaftliche und industrielle Stärke Nazideutschlands zeigen und gilt heute als eine der auch nach außen hin wichtigsten Propagandaschauen Deutschlands. Hitler, Göring und 6,94 Millionen Besucher strömten in die Ausstellung (vgl. Stefanie Schäfers: Vom Werkbund zum Vierjahresplan. Die Ausstellung Schaffendes Volk, S.17f.)

In dieser Zeit des politischen und ideologisch geprägten Städtebaus bezog der Düsseldorfer Maler und spätere Professor an der Kunstakademie Düsseldorf, Otto Pankok (1893-1966) ein Atelier im Heinefeld. Von 1931 bis 1934 malte und zeichnete er in einer Bretterbude. Hier lernte er viele Sinti und Roma und ihre Art zu leben kennen. Für viele in dieser Zeit als ‚Zigeuner‘ Bezeichnete, also Sinti und Roma, war das Heinefeld einer der wenigen Orte in Düsseldorf, an denen sie

sich vor Repressionen schützen und wohnen konnten. Otto Pankok war fasziniert von ihrer Kultur, ihrem Alltag und ihrer Lebensweise. Er malte, fotografierte und zeichnete sie (vgl. Henriette Asséo et al.: Sinti und Roma unter dem Nazi-Regime. Von der ‚Rassenforschung‘ zu den Lagern, S. 19 ff.).

„Als ich von dem großen Fest der Zigeuner Frankreichs nach Deutschland zurückkehrte, fand ich in der Heide vor der Stadt [Düsseldorf] eine seltsame Siedlung vor. Es hatten sich die Armen und Bedrückten, die vom Stempelgeld ihr Leben fristeten, aus Klamotten und alten Brettern winzige Häuschen gebaut. So sparten sie die teure Miete. ... Ich selbst hatte da meinen Freund Vincenz. Er hatte sich auch ein weißes einzimmeriges Kästchen errichtet und für mich hinten daran ein kleines Atelierstälchen gebaut, das ich mit seinen Hühnern teilte. Und dann kamen eines Tages die Zigeuner. Wer hätte in jenen Jahren gedacht, dass dies für viele das Ende der Reise sein würde, wer hätte gedacht, dass nach wenigen Jahren Kerle in schwarzen Uniformen in das Dörfchen einbrechen würden, um mit Stahlpeitschen seine Bewohner zusammenzuschlagen und sie zu zwingen, mit Brecheisen die Wände ihrer Hütten einzustoßen, um für die Feste am Schlageter-Kreuz ein ‚Aufmarschgelände gewaltigen Ausmaßes‘, wie das hieß, zu errichten! Hier begannen die SS-Stiefel das Werk des Niedertrampels. Noch bevor die Synagogen aufloderten, waren die Zigeunerfamilien hinter den Gittern des Stacheldrahtes zusammengepfercht, um später das jüdische Schicksal in den Todeslagern des Ostens zu teilen“ (Vorwort Pankoks Ausstellungskatalog ‚Zigeuner‘, 1947).

Lange durften die Sinti und Roma Familien nicht auf dem Heinefeld bleiben. Unter den Nationalsozialisten wurden sie ab 1937 am Höher Weg im Stadtteil Flingern kaserniert. Hier wurden

sie zu Zwangsarbeiten - zum Beispiel in der Gerresheimer Glashütte - herangezogen. Vom Höher Weg aus wurden ab 1940 über einhundert Kinder, Frauen und Männer in Konzentrationslager verschleppt. Lediglich 25 Personen überlebten. Manche kehrten in der Hoffnung nach Düsseldorf zurück hier Bekannte oder Verwandte zu finden. Otto Pankok kommentierte die Ereignisse mit großer Trauer:

„Ach, Freunde, wohin seid ihr verweht, wo seid ihr zertreten, in welche Gruben haben euch schutzlose Kinder die Würger verscharrt wie Dreck? Man zertrte sie fort in die Todeslager und die östlichen Schlachthäuser. Wir hörten die Kinder schreien und die Mütter schluchzen unter den Peitschen der braunen Henker. Noch bevor die Synagogen aufloderten, waren die Zigeunerfamilien hinter den Gittern des Stacheldrahtes zusammengepfercht, um später das jüdische Schicksal in den Todeslagern des Ostens zu teilen“ (Vorwort Pankoks zu ‚Zigeuner‘, 1947). Nach dem Krieg setzte er sich vergeblich für eine Entschädigung für die Sinti und Roma ein.

Vor dieser menschlichen Katastrophe gelang es ihm jedoch mit großer Sensibilität das Alltagsleben dieser Menschen festzuhalten. Heute kann dies anhand der Bilder in dem Ausstellungskatalog ‚Zigeuner‘ aus dem Jahr 1948 gut nachvollzogen werden. Hier sind Portraits einzelner und mehrerer Personen dargestellt, ihre Wohnorte im Heinefeld sind zu sehen. Pankok zeigte sie ohne zu beschönigen in Baracken, mit löchrigen Schuhen. Er zeigt sie als Menschen, seinen Blick auf sie, die er in dieser Parallelwelt gefunden hatte. In vertrautem Miteinander entwickelte er Bilder, wie sie nur dort entstehen konnten. In diesen neuen Räumen, abseits der etablierten Strukturen entstanden Einblicke in eine Lebensrealität, die unwiederbringlich zerstört wurde. 1932 zeigte Otto Pankok diese Portraits

in der Kunsthalle in Düsseldorf in der Ausstellung ‚Zigeuner‘ (vgl. Pankok: Zigeuner, 1948).

Diese Düsseldorfer Farvela war also ein Ort der Begegnung. Menschen schufen sich aus der Not heraus einen Ort, an dem sie sein durften. Sie bauten Hütten, Buden und Häuser, sie legten Gärten an, nicht zuletzt ebenfalls Versuche sich zu versorgen. Besonders in der Nachkriegszeit wurde diese Siedlung immer weiter legalisiert und an die Infrastruktur angebunden. Das improvisierte Bauen jedoch wurde nicht komplett aufgegeben. In den 1970er Jahren erfuhr es eine Renaissance. In dieser Zeit lebte eine große Zahl Kinder und Jugendlicher in Unterrath. Es wurde zunehmend schwierig genügend Freizeitangebote für die Jugendlichen zu schaffen. Angebote der Kirchen und Parteien konnten die große Anzahl der Pubertierenden nicht auffangen. So bauten Gruppen rund um den Ammerweg wieder Buden. Es entstanden erneut informelle Räume auf ungenutzten Brachflächen. Aus einer Bude dieser Art entstand der Jugendclub ‚Ammerweg‘ nach dem Vorbild der Buden.

So entwickelte sich das Heinefeld zunächst von einem vorstädtischen Acker der Jahrhundertwende zu einem Ort der prekären Wohnverhältnisse, unvorstellbarer Armut und höchster hygienisch-medizinischer Not in ein reguläres Wohngebiet. Gleichzeitig war es ein einzigartiger Ort der Begegnung, der Freiheit und Kreativität - besonders in einer Zeit großer politischer Repression kurz vor der Katastrophe des Holocaust.

## Literatur

Asséo, Henriette; Fings, Karola; Heuss, Herbert; Sparing, Frank (1997): Sinti und Roma unter dem Nazi-Regime. Von der „Rassenforschung“ zu den Lagern, Berlin.

Baumgarten (1988): Schulchroniken berichten aus Unterrath, 29.03.1988.

Blum, Elisabeth; Neitzke, Peter: FavelaMetropolis (2004): Berichte und Projekte aus Rio de Janeiro und Sao Paulo. Birkhäuser, Basel/Boston/Berlin.

Harlander, Tilman; Hater, Katrin; Meiers, Franz (1988): Siedeln in der Not, Hamburg.

Jachmann, Hans (1988): Düsseldorf in der Weltwirtschaftskrise (Dissertation), ohne Ort.

Novy, Klaus: Reformführer NRW (1991): soziale Bewegungen, Sozialreform und ihre Bauten, Köln.

Pankok, Otto (1947): Zigeuner, Ausst. Kat., Düsseldorf.

Schäfers, Stefanie (2001): Vom Werkbund zum Vierjahresplan. Die Ausstellung Schaffendes Volk, Düsseldorf 1937. Quellen und Forschungen zur Geschichte des Niederrheins. Hrsg. v. Düsseldorfer Geschichtsverein, Band 4, Droste, Düsseldorf.

Weidenhaupt, Hugo (1988) (Hrsg.): Düsseldorf, Geschichte von den Ursprüngen bis ins 20. Jahrhundert, Band 3. Patmos, Düsseldorf.

Zwicker, Stefan (2006): „Nationale Märtyrer“: Albert Leo Schlageter und Julius Fučík. Heldenkult, Propaganda und Erinnerungskultur, Paderborn.

## Autorin



Ina Scheffler, Jahrgang 1981, ist Vertr.-Prof.‘in für Kunstdidaktik an der Kunsthochschule Mainz. Themenschwerpunkte sind Schularchitektur, die Kunst der Zero-Gruppe und Sammlungen der Kinderzeichnung.